

In mahagonihölzernen Bibliotheken

Sie wohnt in einem Hochhaus, hört elektronische Musik und hat ein Buch über die Geschichte des Copyrights geschrieben. Die Historikerin Monika Dommann interessiert sich für Warenflüsse und Geldströme. Von Paula Lanfranconi

An ihrer Bürowand hängen vier grossformatige Fototableaux. Sie zeigen industrielle Ästhetik: Fördertürme, Leitungen, technische Infrastrukturen. Und sie stehen für das, was die 48-jährige Historikerin interessiert: «Die grossen Zusammenhänge: Medien, Geldströme, Warenflüsse und ihren Einfluss auf unseren Alltag.»

Bücher gibt es in diesem Professorinnenbüro erstaunlich wenige. Monika Dommann setzt stark auf den elektronischen Zugriff. Da wirkt ihr Buch «Autoren und Apparate. Die Geschichte des Copyrights im Medienwandel» fast ein wenig

Forschung standen unter anderem der transatlantische Konflikt um Google Library, der Streit um das Filesharing von Musik und die daraus entstandenen internationalen Piratenparteien. «Ich will die Hintergründe solcher Konflikte verstehen – und die Mechanismen, die über grössere Zeiträume am Werk sind.» Und sie habe Lust am Schreiben und bürste die Quellen gerne gegen den Strich, fügt sie mit keckem Unterton hinzu.

Der Medienwandel, weiss die Historikerin, verlaufe nie ruhig: «Auch das ganze Gefüge der sozialen Beziehungen wird dabei über den Hau-

rin war keine Tagträumerin: «Neben dem Studium zu arbeiten, war ein Lebensprinzip.» Während ihres zehnjährigen Werkstudiums an der UZH betreute sie verschiedene Firmenarchive. Und fand immer mehr zu eigenen Themen, Technikgeschichte zum Beispiel – von ihrer Biografie her ein zweischneidiges Thema: «Ich wuchs im Kalten Krieg auf und empfand Technik als Treiber der atomaren Aufrüstung, gleichzeitig hörte ich elektronische Musik.» Inzwischen habe sich diese Ambivalenz in ein hohes theoretisches Interesse für Technik gewandelt.

Wie hält sie es persönlich mit den Neuen Medien? Sie sei eine «leidenschaftliche, aber sicherheitsbewusste Nutzerin», sagt Dommann. Denn Technik sei nie unschuldig: «Als Wissenschaftler müssen wir uns damit befassen.» Ab nächstem Jahr bietet sie denn auch eine Lehrveranstaltung zur Geschichte der Privatsphäre an.

Gesättigt bis depressiv

Seit Februar 2013 ist die 48-Jährige nun Professorin. Wenn sie mit blitzenden Augen über ihre Arbeit redet, wird Begeisterung, ja Leidenschaft spürbar. Sie empfinde es als Privileg, lebenslang mit einer jungen, relativ intelligenten Kohorte von Leuten zu tun zu haben. Etliche Studierende erlebt sie allerdings als gesättigt bis depressiv, sie übernahmen keine Eigenverantwortung. Das mache ihr Sorgen. Vor kurzem, erzählt sie, sei sie in Asien gereist und habe den Wissenshunger der jungen Leute dort erlebt. «Ich frage mich, ob unsere Studierenden einmal mit ihnen konkurrieren können.»

Und dann folgt ein feuriges Plädoyer für ihr Fach. Man lerne, eigenständig zu denken, verliere nicht gleich die Nerven, wenn es unübersichtlich werde. Als Professorin betrachtet es Monika Dommann als ihre Aufgabe, die Studierenden «zum Lesen zu verführen». Denn die neue Generation lese anders. Kaum mehr Bücher. «Aber das muss nicht schlecht sein.» Sie plädiert für einen differenzierten Umgang mit Open Access. Die Geisteswissenschaft müsse eine eigene Haltung zur Textproduktion erarbeiten, Besitzstandwahrung allein genüge nicht, schrieb sie kürzlich mit eleganter Feder in der «NZZ».

Wichtig findet sie auch, dass sich Historikerinnen und Historiker methodisch nicht einigeln, dass sie über die Epochenschwellen hinweg und

«Ich wuchs im Kalten Krieg auf und empfand Technik als Treiber der atomaren Aufrüstung, gleichzeitig hörte ich elektronische Musik.» Monika Dommann

nostalgisch. Der Band basiert auf ihrer Habilitationsschrift. Dommann legt darin fundiert und auf verschiedensten Ebenen dar, dass das Urheberrecht spätestens mit der Erfindung des Phonographen, ersten Globalisierungswellen und der «Mechanisierung» der Geisteswissenschaften durch den Mikrofilm unter Druck geriet.

Spieldosenpiraten

Die Zürcher Professorin für Geschichte der Neuzeit untersucht die Zeit zwischen 1850 und 1980 und zeichnet dabei zwei Entwicklungsstränge detailreich nach: die Geschichte der Fotokopie und die Geschichte der Musikaufnahme. Letztere begann in der Schweiz übrigens bereits um 1800: Die Erfindung der Musikdose durch einen Genfer Uhrmacher machte die Schweiz zum Mekka der Spieldosenindustrie und damit in den Augen Frankreichs zur Urheberrechts-Piratin.

Auslöser ihrer Studien, sagt die Frau im dunkelgrünen Kleid und den orangefarbenen velotauglichen Schuhen, sei meist ein neuer grosser Konflikt, bei dem bloss mit Schlagworten argumentiert werde. Am Anfang ihrer Copyright-

fen geworfen.» Geschäftsmodelle hingegen wandelten sich nur langsam. Hollywood zum Beispiel habe sich lange gegen das Video gewehrt: «Man sah nur die Verletzung von Eigentumsrechten und verkannte die Chance des neuen Mediums, einen alten Film neu zu verkaufen.»

Die Recherche für ihre Studie erlebte die Historikerin als «lange Reise in schicke mahagonihölzerne und marmorne Bibliotheken, in wohlgeordnete und trotzdem unübersichtliche Berge von Papier und in eine ungewohnte Sprache». Monatelang habe sie Rechtsgutachten gelesen, die Fülle des Materials förmlich in sich aufgesogen. Bei einigen Fachkollegen sei sie mit ihrem Thema indes auf Unverständnis gestossen. «Mein Weg», stellt sie klar, «war aber immer interdisziplinär. Und international.»

Ursprünglich wollte Monika Dommann Journalistin werden. Als Jugendliche habe sie im Radio jeweils Nahostkorrespondent Arnold Hottinger gehört, «live aus Nikosia». Ihr beschauliches Heimatdorf am Zugersee war der Lehrerstochter zu eng. Erste Fluchten führten per Töffli nach Luzern, ins Kino. Doch die Innerschweize-



«Angst ist nicht tödlich»

Phobien und Panikattacken können überwunden werden, sagt die Psychiaterin Steffi Weidt. Die Patienten müssen sich dazu aber aktiv mit ihren Ängsten auseinandersetzen. Interview Michael T. Ganz

Frau Weidt, ist die Angst so alt wie die Menschheit?

Steffi Weidt: Ja, Angst ist ein sehr altes Gefühl, wir tragen es schon lange in uns. Früher war es sogar noch viel wichtiger, Angst zu haben. In seiner Frühzeit war der Mensch häufiger gefährlichen Situationen ausgesetzt als heute. Kam ein wildes Tier auf ihn zu, war es sinnvoll, dass er mit Angst reagierte und floh.

Ist Angst heute weniger sinnvoll als früher?

Weidt: Bei vielen Patienten, die wir sehen, ist die Angst in der Tat nicht sinnvoll. Sie fürchten sich vor Dingen, die nicht oder kaum gefährlich sind und deren Gefahr sie deutlich überschätzen. Natürlich ist es sinnvoll, in Afrika auch heute noch Angst vor Löwen zu haben. Aber warum sollten wir hier in Westeuropa beim Turmsteigen oder Tramfahren Angst haben?

Man kann also zwischen sinnvoller und sinnloser Angst unterscheiden. Ist sinnlose Angst gleich krankhafte Angst?

Weidt: Sie muss nicht krankhaft sein. Entscheidend ist vielmehr der Leidensdruck der Angstpatienten. Hat man Angst vor Schlangen, mit denen man in unseren Breitengraden nicht oft in Berührung kommt, dann schränkt dies das Leben nicht allzu sehr ein. Hat man aber Angst vor Hunden, vor Menschenansammlungen oder vor dem Tramfahren, dann kann das in einer Stadt zum Problem werden. Das löst Leidensdruck aus und führt dazu, dass Menschen in Therapie gehen.

Welche Menschen haben denn Angst?

Weidt: Es gibt Menschen, bei denen Angst familiär bedingt ist. Sie haben die Angst gewissermassen am Modell erlernt, die Ängste ihrer Eltern übernommen und in ihr eigenes Leben integriert. Angststörungen beginnen meist schon im Jugend- oder im jungen Erwachsenenalter. Was aber nicht heisst, dass sich die Patienten schon frühzei-

tig in Therapie begeben. Man hat festgestellt, dass es oft mehrere Jahre dauert, bis sich angstgeplagte Menschen zu einer Therapie entschliessen.

Die Psychologie spricht von Phobien und von nicht-phobischen Ängsten. Wo liegt der Unterschied?

Weidt: Bei den Phobien gibt es immer einen bestimmten Reiz, der die Angst auslöst, also ein Objekt oder eine Situation. Bei der sozialen Phobie ist dies zum Beispiel die Situation, fremde Menschen ansprechen oder vor Publikum auftreten zu müssen. Bei nichtphobischen Ängsten dient kein bestimmter Reiz als Auslöser. Es gibt zum Beispiel die generalisierte Angst, ein allgemeines Sich-Sorgen um alltägliche Themen, ohne dass dies ein bestimmtes Objekt oder eine bestimmte Situation betrifft. Dann gibt es die Panikstörung, bei der aus heiterem Himmel starke Angst auftritt. Das kann im Supermarkt, auf der Strasse oder sogar im Bett passieren.

Sind Phobien also einfacher zu erkennen, weil man den konkreten Auslöser kennt?

Weidt: Ja, im Vergleich zur generalisierten Angst und zur Panik lassen sich Phobien besser voraussagen und deshalb auch leichter vermeiden. Der Patient weiss, wovor er Angst hat. Hat er Angst davor, Referate zu halten, dann vermeidet er ganz bewusst, dass es so weit kommt. Hat er Angst vor Hunden, wechselt er die Strassenseite.

Welches sind die typischen Symptome von Phobien, welches die der anderen Ängste?

Weidt: Die Symptome sind bei beiden sehr ähnlich. Daran lässt sich die Art der Angst also nicht unbedingt festmachen. Jede Angst hat immer vier Anteile, nämlich einen körperlichen Anteil wie Herzklopfen, Schwitzen oder Zittern, einen Verhaltensanteil wie den Gehsteigwechsel bei der Begegnung mit Hunden, einen emotionalen Anteil wie Angstgefühl oder Hoffnungslosigkeit und einen gedanklichen Anteil, also etwa: Was,

auch interdisziplinär zusammenarbeiten. Eine wichtige Aufgabe werde zudem sein, ein Curriculum zu schaffen, mit dem die Studierenden selbständig ihre Ziele verfolgen können und das honoriert wird. Bereits gibt es auch ein neues Format: Geschichtskontor, ein epochenübergreifendes Doktorandenseminar.

Was treibt die 48-jährige Professorin an? Es sei der Freiraum zum Denken. «Und für diesen Freiraum muss sich die UZH einsetzen», fordert sie. Sie selber will auch künftig zu Sachfragen Stellung beziehen. In unübersichtlichen Zeiten seien Historiker Krisen- und Katastrophengewinner, ist sie überzeugt.

Hilfreiche Schlampigkeit

Eine Trennung zwischen Arbeit und Privatleben kennt sie nicht. Stress? Den habe sie weniger als etliche Kollegen – nicht, weil sie weniger arbeite, sondern weil sie nicht alles kontrollieren müsse. «Eine gewisse Schlampigkeit ist hilfreich», sagt sie und schmunzelt. Sie ist kinderlos, habe dies aber so nicht geplant. Das Fernweh ist geblieben. Sie reise viel, ziehe sich aber auch gerne in die Berge zurück, sei fasziniert von der kleinräumigen, perfekten Organisation der Schweiz. «Aber», fügt sie bei, «eigentlich bin ich ein wurzelloser Mensch.» Ob sie auch deshalb in einem Hochhaus lebt? Sie könne dort, sagt sie, wunderbar schreiben. Und im Beton ihre Musik lauter hören als in einem Altbau – Soul, Hip-Hop, Cumbia und Electronic.

Im Moment beendet sie ihr neues Buch. «Storing Stories» lautet sein Arbeitstitel. Viele Stunden hat sie dafür in Firmenarchiven verbracht. Es handle von der «Geschichte des Materialflusses am Ort seines Stillstandes». Dabei gehe es auch um die politischen Folgen technischer Logistik. Ohne die Rampe in Auschwitz etwa, sagt die Historikerin, wäre die systematisierte Massenvernichtung so nicht möglich gewesen. Man wird noch von Monika Dommann hören.

Kontakt: Prof. Monika Dommann, monika.dommann@hist.uzh.ch

Monika Dommann: **Autoren und Apparate.** Die Geschichte des Copyrights im Medienwandel; S. Fischer Wissenschaft, 2014, 427 Seiten